

äußerungen der Kirche zerstöre.“¹ Das ist doch im Grund dasselbe, was Benedikt XV. sagt; nur hat letzterer sich klarer und bestimmter ausgedrückt und den Gedanken nicht nur negativ, sondern positiv gefaßt.

Der einzige Unterschied zwischen dem, was Benedikt XV. sagt und was der „Reichsbote“ will, ist doch wohl nur der, daß der Papst aus einer theologisch und philosophisch festbegründeten Weltanschauung herauspricht, während der „Reichsbote“ in seiner Auffassung von dem Verhältnis von Religion und Politik beständig zwischen zwei Extremen hin- und herschwankt: einerseits der christlich-gläubigen Auffassung und anderseits der heidnischen Staatsidee Hegels. Wenn der „Reichsbote“ Recht hat mit seinem obigen Angriff auf die päpstliche Politik, dann kann das nur der Fall sein, wenn die Kirche sich dem Staate ganz unterwerfen muß. Das ist kein christlicher Grundsatz, wohl aber eines der Lieblings-themata des Liberalismus und der Sozialdemokratie gegen die gläubigen Christen, Katholiken sowohl wie Protestanten. So unterschied vor kurzem die „Münchener Post“ in einem Angriff auf den Hirtenbrief des Erzbischofs von München zwischen den Stellen, in denen „von der Religion und andern den Glauben berührenden Sätzen gesprochen wird“, und „den politischen Exkursen“². Bezüglich der ersteren habe die Kritik zu schweigen; „politische Exkurse“ aber seien eine „systematisch betriebene Untergrabung der Staatsautorität“.

Es wäre sehr zu wünschen, auch protestantische Kreise möchten sich bewußt werden, daß uns im Kampfe gegen die Sozialdemokratie nur eine festgegründete Weltanschauung retten kann, und daß sie an dieser festhalten, auch wenn der Papst dieselbe verteidigt. Wenn Politik und Religion zwei ganz getrennte Gebiete sind, dann sind es auch Politik und Moral, und ein Kampf gegen Kirchenfürmer im öffentlichen Leben ist dann unmöglich.

Auch davon, „daß die Bereitwilligkeit der jeweiligen zur Macht gelangten Staatsgewalt, die Rechte der Kirche anzuerkennen, maßgebend ist für den Anschluß der Katholiken an die Regierung und ihrer aktiven Mitarbeit an ihr“, ist kein Wort in dem Briefe des Papstes enthalten. Bezüglich des Verhaltens gegenüber der Staatsgewalt stellt sich Benedikt XV. auf denselben Standpunkt, den die Kirche stets eingenommen hat und den wir in dieser Zeitschrift beständig seit ihrer Gründung vor 50 Jahren dargelegt haben. Dieser Standpunkt ist sehr wohl mit jedem paritätischen Staatswesen vereinbar, besser jedenfalls als die Staatsauffassung jener, die noch immer vom protestantischen Kaisertum träumen.

Heinrich Sierp S. J.

Wir brauchen den Papst.

A. Thiers hat im Jahr 1823 als junger Historiker die ersten Bände seiner Revolutionsgeschichte der Öffentlichkeit mit den Worten übergeben: „Keine Geschichte enthält wichtigere Lehren als die der französischen Revolution. Sie scheint das erste Kapitel der künftigen Weltgeschichte zu sein.“ Dieses Wort erweist

¹ Der Reichsbote Nr. 91 vom 19. Februar 1920.

² Münchener Post Nr. 42 vom 20. Februar 1920.

sich dann als besonders zutreffend, wenn man es auf die gesamte Revolutions-epoche ausdehnt, einschließlich des napoleonischen Zeitalters (1789—1815). Es umfaßt dann die Geschichte des Jakobinertums und die des napoleonischen Imperialismus. Sie sind äußerlich verknüpft durch die zeitliche Abfolge und allmählichen Übergang des einen in den andern; innerlich verbunden durch die immanente Logik sozialpolitischer Entwicklung. Beide, Jakobinertum und Imperialismus, wurden besiegt, schienen abgetan und tot; erwachten aber wieder, erstarbten und rangen sich zu Weltgeltung durch. Zunächst gingen sie wie Gespenster um, bald aber, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, materialisierten sich die Geister: den jakobinischen Revolutionsgedanken übernahmen Sozialisten und Kommunisten; den Imperialismus verkörperten die Weltmächte und ihr Weitrüsten. In der Weltkatastrophe unserer Zeit traten sie in umgekehrter Folge in die Erscheinung: im Weltkrieg erfolgte der Zusammenstoß aller Imperialismen, im Bolschewismus muß man die erste Erscheinungsform der Weltrevolution sehen. Nach innen ist der Bolschewismus die Diktatur einer aus den unteren Gesellschaftsschichten emporsteigenden Minderheit; nach außen die gewaltsame, zwangmäßige „Befreiung der Völker“ im Sinn seiner „völkerbeglückenden“ Ideale. Nach beiden Rücksichten erscheint der Bolschewismus als ein natürlicher Sohn des Jakobinertums, der dem Vater im höchsten Maße ähnlich ist. H. A. Aulard, seit bald vierzig Jahren Erforscher der Revolutionsgeschichte, Weißwäßer und Lobredner des Jakobinertums, Anti-Laine, deshalb einst von den Sozialisten auf den Schild gehoben, schrieb unter dem 25. Mai 1917 an die Bürger des freien Rußlands einen etwas gelehrtroffenen und pedantischen Hymnus auf die Revolution von 1917¹. Ausdrücklich sagt er da, die französische Revolution sei das Vorbild der russischen geworden, fordert die Russen auf, die Gegenrevolution im Auge zu behalten und deshalb die inneren Feinde zu vernichten (*à annihiler vos ennemis intérieurs*). Schon glaubt er feststellen zu können, die Russen hätten Fehler der französischen Revolutionsmänner vermieden: „So habt Ihr, um Eure deutsche Kaiserin unschädlich zu machen, nicht so lange gewartet, wie die französischen Revolutionäre in ihrer Naivität es taten, sie, deren gefährlichster Gegner die österreichische Königin war.“ Unter Lenin und Trotski nahmen die Dinge eine Wendung, welche dem Franzosen Aulard schwerlich gefallen haben mag, die im amtlichen Frankreich Entrüstung hervorrief. Das ändert aber am weltgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Jakobinertum und Bolschewismus so wenig wie die Tatsache, daß jener bürgerlicher, dieser proletarischer Herkunft ist.

In der Revolutions-epoche von 1789—1815 war Napoleon die Synthese beider Typen. Vom Jakobinertum ging er aus und streifte es in allem cäsarisch-monarchischen Talmipomp nie ab; beim Imperialismus langte er an, und der brachte ihm durch die Maßlosigkeiten seiner Überspannungen den Untergang:

¹ La révolution française et la révolution russe. Lettre aux citoyens de la libre Russie. Lausanne 1917. Die angef. Stellen S. 5 u. 6.

maßlose Überspannungen sind kein Konstruktionsprinzip, sondern ein wider die Urheber sich wendendes Destruktionsprinzip.

An einer Stelle in der Welt hat erst das Jakobinertum, dann der Imperialismus widerwillig eine Unbesiegbarkeit anerkennen müssen, im römischen Papsttum. Es ist einer der merkwürdigsten Augenblicke im Leben Napoleons, als er (1800) das Wort sprach, das zum Abschluß des Konkordats führen sollte: „Ich brauche den Papst.“ Auch deshalb merkwürdig, weil der Belicäsar von 1809 diese Einsicht des Ersten Konsuls so völlig vergaß, daß er, der selbst den Krieg des Jakobinertums wider den Papst beigelegt hatte, neun Jahre später den neuen, den Krieg des Imperialismus wider den Papst entfesselte. Davon sehen wir aber hier ab. Mit dem Wort „Ich brauche den Papst“ streckte das Jakobinertum vor dem Papst die Waffen. Das mußte Napoleons jakobinische Gesinnungsgenossen verblüffen, umwerfen, erschlagen; mußte auf sie wirken, wie es auf deutsche Sozialdemokraten gewirkt hätte, wenn Bebel auf einem Parteitag etwa mit der Behauptung gekommen wäre, ohne herzliche Hingabe an das kapitalistische Unternehmertum gehe es nicht weiter. Jene Einsicht des Ersten Konsuls bezeugt die große Überlegenheit im Schauen und Wollen; den Blick, der in verstrickten Wirrnissen den Punkt sieht, von dem die Entwirrung ausgehen muß; den Entschluß, auch das Zuwiderste zu tun, wenn es einziger Ausweg ist. Für die psychologische Würdigung des politischen Genies erscheint das von hohem Belang. Ungemein viel schwerer aber fällt die Tatsache ins Gewicht, daß das Jakobinertum da völlig zusammenbrach. Der kirchenpolitische Grundgedanke der Revolution war zunächst der: wir brauchen den Papst ganz und gar nicht. Man erbaute eine romfreie Nationalkirche, gab ihr Zwangskurs, versuchte, den Klerus durch Eide an sie zu binden, auf deren Verweigerung erst die Amtsunfähigkeit stand, dann Kerker, Verbannung, endlich die Todesstrafe. Und nun welch eine Umkehr! Erst behandelt man den Papst als „auswärtige Macht“, die man von Frankreich fernhält, dann als Feind, der vernichtet werden muß, endlich wendet man sich an ihn als den einzigen Retter in der Not religiöser Anarchie. Zuerst löst man den religiösen Gehorsam, der Klerus und Volk mit dem Papst verbindet, dann stellt man ihn unter die schwersten Strafen, schließlich verlangt man ihn wieder vom Klerus und vom Volk!

Die Religionsgeschichte der französischen Revolution vollzieht in zehn Jahren sechs Wandlungen. Will man sie durch Stichworte kennzeichnen, wären sie wie folgt zu benennen: 1. die romfreie Nationalkirche, bestimmt, Frankreich zu „entkatholisieren“; 2. der Kult der Göttin Vernunft, bestimmt, Frankreich zu „entchristlichen“; 3. der Kult des höchsten Wesens, der zusammenfällt mit dem Gipfel der Schreckensherrschaft. Die Entspannung nach Robespierres Sturz leitet zum Versuch über, 4. eine Trennung von Staat und Kirche herbeizuführen. Durch die kleinsten Ritzen und Spalten einer immer noch drakonischen Gesetzgebung brach nun aber der unverwüßliche Katholizismus des Volkes hindurch. In der Direktorialregierung endlich saß, was die Religionsfrage betrifft, abermals erbitterter Jakobinismus im Regiment; die katholische Renaissance veranlaßte ihn

zu einem Rückfall in die Schreckensherrschaft. Eine profane Staats-„Religion“, der Dekadismus, sollte mit allen Zwangsmaßnahmen und Anbelungen staatlicher Allmacht durchgesetzt werden. Zugleich erfuhr 6. eine Sekte, die mythisch sein wollte und doch nur ein albernes Theater zuweg brachte, staatliche Förderung. Ihre Urheber beabsichtigten ursprünglich, sich „Theoanthropophilen“ zu nennen, änderten aber flugs diese seltsame Firma in „Theophilanthropen“, wohl in Erinnerung an das französische Sprichwort, daß Lächerlichkeit töte. Das Endergebnis dieser zehn Jahre war wilde Anarchie auf religiösem Gebiet und anschwellende Sehnsucht des Landvolkes nach der verfeimten Mutterkirche. Nach dem Sturz des Direktoriums, nach dem Sieg bei Marengo kam der Augenblick, wo Napoleon, alles Bisherige verleugnend, alle „religiösen“ und irreligiösen Errungenschaften der Revolution in den Wind blies. Es wäre eine anziehende Aufgabe, an der Hand der Gesetzgebung einen Durchblick durch diese Entwicklung zu erschließen. Wir beschränken uns hier darauf, aus der unendlichen Dokumentenfülle drei wenig beachtete herauszugreifen, die in ihren wichtigsten Sätzen das Verhältnis zum Papsttum grellst beleuchten.

Am 15. Pluviose des Jahres V (3. Februar 1796) schrieben drei der Direktoren an den General Bonaparte, der im ersten italienischen Feldzug eben Sieg um Sieg erworben hatte, wie folgt [wir verkürzen den üblichen, Übelkeit erregenden Wortschwall, zitieren aber wörtlich]:

„Die römische Religion wird immer der unversöhnliche Feind der Republik sein.“ „Es gibt zweifellos Mittel, die man im Innern anwenden kann, um ihren Einfluß zu vernichten.“ „Um zu diesem erwünschten Ziele zu kommen, scheint es aber nicht minder wesentlich, den Einheitsmittelpunkt der römischen Kirche wenn möglich zu zerstören.“ Dem General Bonaparte falle die Aufgabe zu, diesen Wunsch zu verwirklichen, wenn er es als durchführbar ansehe. „Das exekutive Direktorium legt Ihnen deshalb nahe (vous invite), alles zu tun, was möglich erscheint, um die päpstliche Regierung zu zerstören.“¹

Einige Monate später schrieb der General Clarke an Napoleon²:

„In Sachen der Religion ist unsere Revolution mißlungen. Man ist in Frankreich wieder römisch-katholisch geworden, und vielleicht ist es schon so weit, daß wir den Papst selbst nötig haben. . . .“ „Es wäre die Wiedergeburt Europas gewesen, wenn man vor drei Jahren vermocht hätte, den Papst zu vernichten. Ihn aber im gegenwärtigen Augenblick niederzuwerfen, heißt das nicht sich der Gefahr aussetzen, eine Menge Franzosen, die dem Papst anhängen, und die er um sich scharen kann, für immer von unserer Regierung zu trennen?“ . . . „In Frankreich und Italien braucht man dreißig Jahre Preßfreiheit, um herbeizuführen, daß die geistliche Macht des Bischofs von Rom vernichtet werde.“

Hier wird, wie man sieht, Napoleons neues Leitmotiv schon angestimmt, so daß man fast vermuten könnte, Clarke sei der eigentliche Urheber jener völligen

¹ A. Aulard, Hist. pol. de la rév. fr. (1901) 642 f. (Signatur des Dok. im N. Archiv und Textabdruck)

² J. du Teil, Rome, Naples et le Directoire (1902) 406 f.

Umkehr. Es war in einer von einem Anwesenden ausgezeichneten Ansprache an Mitglieder des Tribunats, daß Napoleon sich also äußerte¹:

„Ich muß die französischen Katholiken den Bischöfen entreißen, welche von Wien, von London, von Madrid aus der republikanischen Regierung bis in den Schoß der Familien entgegenwirken. Werde ich diesen Feind mit Bajonetten vertilgen? Will man, daß ich die Vendée wiedererwecke? Nun möge man den Fehler einsehen, den man beging, indem man das System der Konstituante zerstörte, das an die Stelle der ausgewanderten Bischöfe Häupter setzte, die der neuen Regierung ergeben waren. Jetzt brauche ich den Papst, um die unpolitische Zerstörung wieder gutzumachen, die Robespierre selbst als solche ansah, wie ihr Urheber, Chaumette, aufs Schafott geschleppt wurde. Nie kann mir der Papst einen größeren Dienst leisten. Ohne Blutvergießen, ohne Erschütterung kann er allein die Katholiken Frankreichs der republikanischen Notmäßigkeit einordnen. Ich habe ihn darum ersucht. Ist der Katholizismus einmal innerlich gewonnen, werde ich den fremden Vermittler ausschalten können², den Versöhner des Klerus mit der Republik. Die Leitung des Klerus wird dann vollständig in der Hand der Regierung sein. Das sind meine Pläne.“

Nach einem Jahr war der Abschluß des Konkordates vollendete Tatsache.

* * *

Während der Revolutionsperiode vollzog sich in Deutschland ein ähnlicher Umschwung auf kirchenpolitischem Gebiet. Kurz vor dem Beginn der französischen Revolution fand die Meinung, man brauche den Papst nur ganz wenig, sozusagen fast gar nicht, nicht bloß privaten Ausdruck in einer Flut von Schriften, sondern auch hochamtlichen, in den sog. Emser Punktationen, durch welche die drei durchlauchtigsten Kurfürsten und der Erzbischof von Salzburg die Grundlagen einer von Rom möglichst losgelösten Nationalkirche zu legen gedachten. Man kannte die Urkunde seit je, haben die Urheber sie doch selbst durch den Druck kundgegeben. M. Stigloher veröffentlichte 1867 eine eindringende Studie über den Nuntiaturstreit und den Emser Kongreß. Über dessen innere Geschichte indes, über den Gang der Verhandlungen, die Ansichten und Bestrebungen der Bevollmächtigten wußte man dagegen nichts; weder Protokolle, noch andere Kongreß-Aktenstücke lagen vor. Domkapitular Dr. Höhler hat 1915 diese Lücke ausgefüllt und die neuere Kirchengeschichte Deutschlands um eine sehr wertvolle Quelle bereichert, indem er das Tagebuch eines Teilnehmers nebst ungedruckten Briefen der Bevollmächtigten und anderer veröffentlicht hat³. Mit größerer Klarheit noch als früher gewahrt man nun, daß die erhabenen Häupter der deutschen Reichskirche in der Tat, vom Zeitgeist ergriffen, des Papstes fast gar nicht zu bedürfen der Meinung waren. Da kam der Einsturz der Reichs-

¹ Zuerst publiziert von A. Bandal in der Revue des deux mondes 1907 1. Februarheft S. 520.

² „Je pourrai supprimer l'intermédiaire étranger“ a. a. O.

³ Des Rurtier. geistl. Rates H. A. Arnoldi Tagbuch vom Emser Kongreß 1786. Herausgegeben von Dr. Höhler, Domkapitular und Generalvikar zu Limburg an der Lahn. (VII u. 354 S.) Mainz 1915, Kirchheim.

verfassung, des Reiches selbst und der Reichskirche. Sie war ein einziges großes Trümmersfeld. Nirgendes gewährte man einen Hoffnungsstrahl, daß neues Leben bald aus den Ruinen blühen werde. Es scheint dem Bewußtsein vieler Zeitgenossen nicht gegenwärtig, welch niedergeschlagene, verzweifelte Stimmung vor einem Jahrhundert in weiten Kreisen des deutschen Volkes herrschte trotz Leipzig und Waterloo. Sie fand einen gewaltigen Ränder in J. Görres, dessen Schrift „Deutschland und die Revolution“ 1815 erschien.

„Ein Blitz des Himmels hat in die deutsche Eiche hineingeschlagen; ihre Krone ist zum dürrn Geniste geworden, nur die Wurzel in der Erde und der Stamm in seinem Marke grünt stark und kräftig fort und muß neue Triebe auswerfen in die Höhe“ (124). Es „geht ein Geist der Verwesung in unserm Staatsgebäude um; wie in alten Ruinen hört man an Wänden und Grundfesten jenes leise Knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau, Tragpfeiler bersten, Steine schürren herab, Mauern rücken, und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, hält sie nothdürftig noch zusammen“ (125). „Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt“... „nur Verrückte oder Verzweifelte mögen sie herbeiwünschen“ (129). Da „muß jede folgende Parthey notwendig der Vorhergehenden in jeder Art von Übertreibung den Rang ablaufen; jede, der es gelingt, die Angelegenheiten um einen Schritt näher zum Extrem zu treiben, wird sicher die Gemäßigteren stürzen und verderben“ (130),... „weil immer die Raserei der vorigen Stufe der Folgenden als eine kalte Launigkeit erscheint; bis endlich Schritt vor Schritt die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen, alles Bestehende gestürzt, alles Feste zerichmeitert, alles Hohe geschleift, aller Besitz gewechselt ist. Wenn aber nun in solcher Weise die Natur in anarchischem Wüthen sich erschöpft, tritt als notwendiger Gegensatz wieder die Herrschaft der Einheit ein, die... nach und nach sich zum höchsten Despotismus steigert“ (131). „Eine deutsche Revolution würde mit der Vertreibung aller herrschenden Dynastien, mit der Zerschreckung aller kirchlichen Formen, mit der Ausrottung des Adels, mit der Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich endigen“; dann, „wenn sie ihren glücklicheren Wallenstein gefunden“, zum Kriege gegen die Nachbarn ausholen usw. (131 132).

Der trostlosen Lage der deutschen Kirche gedenkt Görres in seiner machtvollen Art, schildert ihre Knebelung durch den Polizeistaat und fordert Freiheit der Kirche. So läßt er den Geist der deutschen Geschichte zum Deutschland seiner Zeit reden:

„Sieh! ich habe eine Kirche dir gebaut, deren Grundfesten die Wasser der Erde umrinnen, während die Wolken des Himmels um ihre Thürme zogen; so fest in sich gegründet, daß, obgleich der Boden wankte unter ihr, sie selbst unerschütterte so viele Jahrhunderte in ihrem Baue stand: du aber hast den Feuerbrand in sie hineingeworfen unter dem Vorwande, alles was irdisch sey und brennbar, von ihr abzuthun, nun sind die nackten Wände nur geblieben; die Gewölbe sind vom Regen des Himmels eingestürzt, auf den Pfeilern ziehen die nackten Bogen sich ins Leere, Gras und Büsche wachsen im Heiligthume, und Vögel nisten in den Laubgewinden“ (136). „Sieh! reichlich habe ich aus der Ersparniß von Jahrhunderten die Kirche und den Staat dotiert, daß sie auf Erden ein Organ und mit ihm irdischen Bestand gefunden;... all den unermeßlichen Besitz hast du in wenig Jahren in alle Winde

hinausgetrieben; die Ideen, von ihrer realen Basis abgeschieden, irren nun geistergleich als wesenlose Schatten in der Gesellschaft um, vom Winde der Meinung, in deren Abhängigkeit sie gegeben sind, hin- und hergepeitscht" (137). Görres läßt darauf den modernen Geist antworten und zieht dann selbst gewissermaßen eine mittlere Linie. Und da stellt er die Forderung auf, daß „die Kirche sich stärker als je an ihre Einheit schließen muß" (148).

Das geschah in den nun zahlreich werdenden amtlichen Kundgebungen, welche der Überzeugung Ausdruck gaben, wir brauchen den Papst, ohne ihn keine Neuordnung des Kirchenwesens. Auf diesem Weg wurde sie vollzogen; in Bayern durch das Konkordat, in Preußen, Hannover, in der Oberrheinischen Kirchenprovinz durch die sog. Zirkumskriptionsbullen.

*

*

*

Die Umkehr vom Gedanken, wir bedürfen des Papstes nicht, zur Überzeugung, wir brauchen den Papst, hat in den Katastrophen der Revolutionsperiode vor hundert Jahren gewaltige organisatorische Erfolge herbeigeführt. In der Weltkatastrophe der Gegenwart ist ein Problem aufgetaucht, das eine Verheißung sein könnte, der Völkerbund. Die ihn zu schaffen verheißten, scheinen der Meinung zu sein, wir bedürfen des Papstes dazu nicht. Man wird nicht sagen können, daß die Verheißung sich auf dem Weg verheißungsvoller Entwicklung befände. Möge jene Umkehr auch hier eintreten. Denn nirgends kann der Völkerbundgedanke sachlicher erwogen werden als dort, wo er von je zu Hause war, im päpstlichen Rom.

Robert von Rostig-Kienast S. J.

Kirchliche Beschwerden hüben und drüben.

Den Jammer im heutigen Protestantismus schildert der Herausgeber der „Allgemeinen Evang.-Lutherischen Kirchenzeitung“ im Vorwort zu Neujahr 1920 (Nr. 1) in düstern Farben:

„Wie mit Blindheit geschlagen waren die [weltlichen] Regierenden, sie sahen und sahen doch nicht; wie mit Blindheit geschlagen war das Volk... Und doch gäbe es noch einen Ausweg, wenn eine Kirche im Volk wäre, die Gott zugewandt in den Riß träte. Aber die Kirche ist ja selber von Gott heimgesucht, schwer heimgesucht; auch sie ist eine geschlagene, fast zerichlagene. Wir meinen die evangelische Kirche, nicht die katholische. Die katholische hat den Umsturz wundergut überstanden, sie ist siegreich, stärker denn je aus den Wirren hervorgegangen. Wenn sie die Stirne runzelt, zittern die gegenwärtigen Machthaber; wenn sie eine Forderung erhebt, gibt man ihr gute Worte. Sogar die Kommunisten meinen, daß bei einem Feldzug gegen die christliche Schule mit den Katholiken nichts zu machen sei. Daher konnte ein Jesuitenblatt dieser Tage schreiben, daß eine herrliche Zeit für die katholische Kirche angebrochen sei und man mehr denn je Aussicht habe, verlorene Gebiete wieder zu gewinnen¹. Aber soviel Sieg bei den Katholiken, soviel Unsieg bei den Evangelischen, soviel Respekt vor jenen, so-

¹ Gegen Schluß derselben Nummer berichtet dann das Blatt noch einmal über „neue Siege der katholischen Kirche“. Das erwähnte Jesuitenblatt ist uns nicht bekannt.